Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 21 (1950)

Artikel: Sophie Haemmerli-Marti : ein Bild ihrer Jugend
Autor: Kelterborn-Haemmerli, Anna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918328

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SOPHIE HAEMMERLI-MARTI

EIN BILD IHRER JUGEND

VON ANNA KELTERBORN-HAEMMERLI

1. Teil

Othmarsingen

Wer an einem Frühlingstag, von der Aare herkommend, die Hochebene zwischen Bünz- und Aatal ersteigt, den dort sich ausbreitenden Lindwald durchmißt und an einer „Paradiesli" genannten Stelle aus dem Buchengehölz wieder ins Freie tritt, sieht unten im Wiesengrund der Bünz zwischen blühenden Obstbäumen das Dorf Othmarsingen liegen. Im Westen ragt noch der steile Lenzburger Schloßberg ins Blickfeld, im Osten erhebt sich neben dem Dorf ein bewaldeter Hügel, der Maiengrün heißt und talaufwärts nach Süden weist. Dort beginnt das Freiamt, in dessen oberem Teil das Kloster Muri steht. Dahinter steigen die Vorberge an und glänzen, wenn der Tag hell ist, die weißen Spitzen der Alpen.

Im elterlichen Hause zu Othmarsingen, das mitten im Dorf und an der alten Poststraße von Bern nach Zürich steht, wurde Sophie Haemmerli-Marti als jüngstes Kind des Ammanns Franz Marti und seiner Gattin Sophie Rüegger am 18. Februar 1868 geboren. Die Marti waren nach der Familientradition im 16. Jahrhundert aus dem Bernbiet eingewandert, und noch Franzens Vater und Großvater hatten sich ihre Frauen aus der Umgebung von Bern in den Aargau heruntergeholt. Die Rüegger jedoch waren Luzerner. Franz hatte als junger Offizier auf einer Urner Landsgemeinde die Tochter des Oberrichters Anton Rüegger begegnet und sie auf den ersten Blick lieb gewonnen. Nach einigen Jahren, als alle Hindernisse überwunden waren, führte er sie aus ihrem stattlichen Elternhaus in Büron, unweit Beromünster, nach Othmarsingen heim.

Die beiden ersten Kinder des Paares waren Knaben: Franz, still und in sich gekehrt, und Hektor, flink, liebenswürdig und aufgeweckt. Mit diesen Brüdern wuchs die nur wenig jüngere Schwester in das Leben eines Hauses hinein, das zugleich Bauerngut und Amtssitz war. Von der Tätigkeit des Urgroßvaters her, der zur Zeit der Helvetik Bürgeragent war, hieß ein Raum auch

heute noch „die Kreisstube". Jetzt waltete dort, geachtet und gefürchtet, der Großvater als Friedensrichter. Der Vater jedoch versah mit wärmster Anteilnahme so viele Ämter und war zudem so oft im Militärdienst, daß er seinem Heimwesen fortwährend die Atmosphäre des noch vom Idealismus der achtundvierziger Jahre erfüllten öffentlichen Lebens zuführte.

An dem alten Hause hatte jeder Besitzer etwas angebaut oder umgeändert. Franz ließ im Sommer 1870 die anstoßende Scheune abreißen, wodurch das Wohnhaus an dieser Seite für kurze Zeit offen blieb. Oben im Schlafzimmer der Eltern, wo auch das zweijährige Jüngste schlief, spannte man dem Kinderbettchen entlang statt der fehlenden Wand einen Vorhang. Daran knüpft sich Sophies erste Erinnerung: Mitten in der Nacht erwacht sie, hebt den Vorhang auf und schaut, von jähem Glück überwältigt, in die Pracht der funkelnden Sterne hinein.

Im Nachbarhaus jenseits der Straße, unter einem tief herabhängenden Strohdach, wohnte Anna, die erste Freundin. Mit ihr teilte Sophie, bald oben auf der an Stelle der Scheune angebauten Laube, bald unten im Garten bei Mutters Rosenbäumchen und Goldlackrabatten, die Freude an einem Holzpferd und einem Kochherd, vor allem aber an einem Puppenwagen, den der Vater von der vielbesprochenen Grenzbesetzung während des deutsch-französischen Krieges aus Basel heimgebracht hatte. So innig die Freundschaft war, so gab es doch Dinge, die man immer für sich behielt: Vom glühenden und nie erfüllten Wunsch, einst eine Puppe mit echten Haaren zu erhalten, und von dem noch sehnlicheren und tiefer verborgenen, eines Morgens selber statt mit den gewohnten Strähnen mit Locken zu erwachen, konnte man selbst Anna nichts anvertrauen. Doch waren die Kinder tagelang, oft über Nacht und die ganze Woche hindurch beieinander und im Eifer ihrer frohen Geschäftigkeit geborgen.

Daß es außerhalb dieser Geborgenheit noch eine andere Welt gab, die Welt der Erwachsenen, die Furcht einflößte, merkte Sophie schon früh. Erzählte der Vater nicht oft von Wilhelm Tell, und mußte sie, ganz im geheimen, nicht jedesmal denken: „Aber ein Mörder war er halt doch?" Und brachen im Sommer mit Donner und Blitz nicht die nächtlichen Gewitter herein, bei denen man aufstand, das Vieh im Stall losband und angstvoll abwartete, ob das Himmelsgericht vorbeigehen oder sich berstend über dem Dachfirst entladen werde? Und es gab noch schlimmere Gewitter ganz anderer Art: denn kaum verging je ein Tag, ohne daß das Haus erzitterte von einem Zornesausbruch des Großvaters Friedensrichter.

Dieser Großvater mit dem weißen Haarkrönlein über der hohen Stirn und den funkelnden blauen Augen war der Schrecken der Kinder und des Gesindes und trug vieles bei zum Gram der früh verblühenden Mutter. Aber nur sein engster Umkreis hatte unter seiner Gewalttätigkeit und auch seinem Geiz — der seines einzigen Sohnes Jugend einst tief beschattet hatte — zu leiden, für das Dorf und die ganze Gegend war er ein Wohltäter. Von weit her kamen am Sonntag die Leute, um seinen trefflichen Rat einzuholen, und seine reichen Vergabungen machten ihn nicht minder beliebt. Ein Bildnis, das sein als Maler und origineller Dintikoner Bärenwirt bekannter Bruder von ihm zeichnete, zeigt klar geformte Gesichtszüge, die ein edles Feuer durchweht. Daheim aber blickte der Friedensrichter finster, und höchstens die kleine Enkelin bewahrte in seiner Nähe einige Unbefangenheit. So trat sie einst in plötzlichem Entschluß vor ihn hin und bat um ein Geldstück, da sie und Anna ihr Süpplein heut nicht aus Wasser und Sand, sondern mit Schokolade kochen wollten. Völlig sprachlos über so viel Kühnheit und in ihn gesetztes Vertrauen, griff der aufrecht an seinem Schreibbüro Sitzende langsam nach einem Schindelschächtelchen und langte drei halbe Batzen daraus hervor. Ein anderesmal zimmerte er Sophie zu ihrem höchsten Entzücken sogar einen Schubkarren, nahm ihn allerdings bald wieder weg, um ihn rot anzustreichen und einem fremden Kind zu verschenken. Wenn es in der Kreisstube zu einer feierlichen Amtshandlung oder gar zu einem Handgelübde kam, rief der Friedensrichter alle drei Enkel herein. Er öffnete das Schiebfensterchen, um der Gegenwart Gottes umso gewisser zu sein, und verlas aus dem alten Gesetzbuch die Höllenstrafen, die auf den Meineidigen nach dem Tod warteten. Wenn jetzt die Kinder neben der Furcht auch Ehrfurcht empfanden, so war es doch wieder die Schattenseite des Lebens, die ihnen aus Worten und Gebärden des Großvaters entgegentrat.

Licht und Friede in nie versiegendem Strom ging dafür vom Wesen des Großvaters mütterlicherseits aus. Obwohl Sophie erst sechs Jahre alt war, als dieser starb, verlor sie das Bewußtsein tiefster Verbundenheit mit ihm zeitlebens nie. Ebenso merkwürdig wie eine solche menschliche Beziehung muß auch Anton Rüeggers Geistesart gewesen sein. Er wurde 1787 einer Büroner Bauernfamilie geboren, deren Wohlstand rasch zurück ging, seitdem der Vater an revolutionären Bewegungen teilnahm und als „Patriot" im Dorfe verfolgt war. Anton wurde bei Klostergeistlichen zum Lehrer ausgebildet und verließ darauf das Elternhaus, um als vierzehnjähriges Schulmeisterlein einer Schule von 150 Kindern vorzustehen. Am Abend brachte er das Schreiben und Rechnen auch

den Erwachsenen bei und arbeitete als Schreiber beim Amtmann. Nach sieben Jahren jedoch gab er alles auf und machte sich, um französisch zu lernen, auf die Wanderschaft. Da führte ihn sein Weg in das Institut Pestalozzis zu Yverdon. Der Menschenfreund, dessen leuchtenden Blick Anton nie mehr vergaß, machte ihm den Vorschlag, lernend und lehrend zunächst für zwei Jahre bei ihm zu bleiben, und daß er dieses Anerbieten ausgeschlagen hatte, beschäftigte Anton Rüegger noch als Greis, als er in hohem Alter seine Erinnerungen niederschrieb. Er war damals nach kurzem Aufenthalt weitergezogen nach Dijon und Lyon und heimgekehrt Lehrer, Waisenamtsverwalter und Kirchmeier, bald darauf aber Sekretär des Bezirksgerichts, Gerichtspräsident und Oberrichter geworden. Im Richteramt fand er die Tätigkeit, die seiner Natur am besten entsprach. Wie er aber als Knabe auf seinen langen Schulwegen sich angewöhnt hatte, zu stricken, so war ihm auch jetzt noch die Handarbeit Bedürfnis geblieben. Erst ließ er sich aus Frankreich drei neuartige Webstühle kommen, und später, als er sein großes Vaterhaus zurückerwerben konnte, richtete er darin eine Strumpfwirkerei ein.

Obwohl Anton Rüegger Katholik und mit Geistlichen und Beromünster Stiftsherren gut befreundet war, wehrte er sich stets gegen ultramontane Übergriffe und bekämpfte vor allem eine Wiederberufung der Jesuiten. Daher beteiligte er sich als freisinniger Großrat auch an jener Bewegung, die zu den „Freischarenzügen" führte, und hatte, als diese scheiterten, viel persönliches Ungemach zu ertragen: Monatelang lag er im Luzerner Gefängnisturm, und einer seiner Söhne wurde zum Tode verurteilt; diesem gelang aber die Flucht, und er wanderte nach Amerika aus.

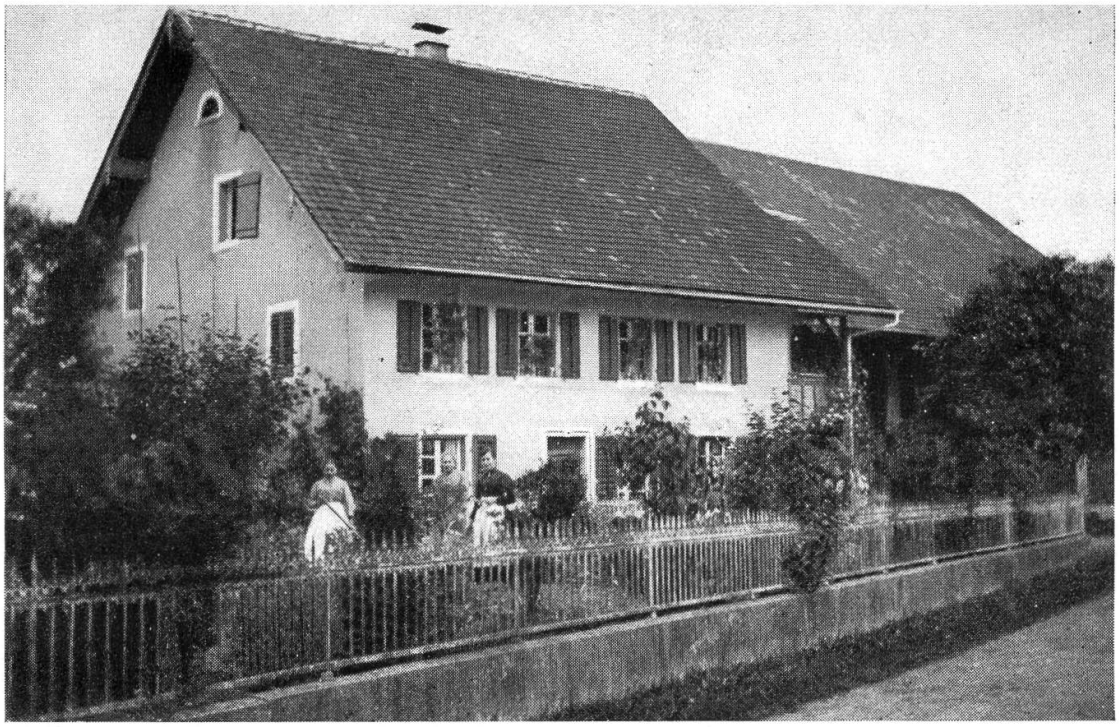
Alle diese Ereignisse lagen schon weit zurück, als das jüngste Kind von Antons jüngster Tochter zu dem über Achtzigjährigen eine so tiefe Liebe faßte. Die Besuche in Büron bedeuteten für Sophie die Höhepunkte des Jahres. Des Großvaters Tod aber erzeugte in der Sechsjährigen nicht nur einen bleibenden Schmerz, sondern auch einen Zustand größter Verlassenheit. Jetzt sei niemand mehr auf der Welt, der sie wirklich kenne, dachte sie, und behielt diese Empfindung ihre ganze Jugend hindurch.

Die Reise nach Büron, die im Zweispänner durch viele Dörfer, Täler und Wälder führte, beanspruchte einen ganzen Tag und wurde jedesmal zum abenteuerlichen Ereignis. Aber es gab auch Fahrten zu anderen, weniger glanzvollen Zielen, wie etwa am Sonntagmorgen nach dem abseits zwischen Hügeln liegenden Dorf Ammerswil. Während Vater und Mutter hier den Gottesdienst besuchten, wurde Sophie in der Studierstube des befreundeten Pfarrers

zurückgelassen, und sie huschte dann zum Schreibtisch und las neugierig die dort aufgeschlagene Predigt. Seit wann sie lesen konnte, wußte sie nie, und jedenfalls kümmerte sich zuhause niemand darum. Auch zu den Freuden eines Büroner Besuches gehörten immer Großvaters „Kalender" und ein schmales braunes Bändchen mit Erzählungen aus dem alten Testament. Doch gab es hier ein Ärgernis: Jede der sonst so geliebten Geschichten endete mit einem belehrenden: „Darum, lieben Kinder ...", so daß Sophie diesen verabscheuten Schluß, sobald er in Sicht kam, schnell mit dem Händchen zudecken mußte.

Es ist auffallend, wie manches fremde Milieu das junge Landkind in sich aufnahm, und wie genaue Sinneseindrücke es davon bewahrte. So blieben ihm auch die hell getünchten Räume des Klosters Muri mit ihrer feuchten Luft stets im Gedächtnis. Die Base Ebert wohnte dort, eine Verwandte des Vaters und Sophies Patin, die einen deutschen Oberlehrer geheiratet und mit ihm einen Teil des säkularisierten Klosters bezogen hatte. Das Paar mit seiner für die ländlichen Verhältnisse ungewöhnlich großen Bibliothek befand sich damit auf historischem Boden, hatten doch Benediktiner der frühmittelalterlichen Dichtung hier einst eine erste Pflanzstätte geschaffen und in Muri auch das älteste Osterspiel im alemannischen Sprachgebiet verfaßt und aufgeführt. Vetter und Base holten das Patenkind oft zu sich und behielten es, bevor es zur Schule ging, manchmal für Wochen. So kam es, daß Sophie gerade hier ihren ersten bewußten Eindruck von Poesie empfing. In einem der vielen Bücher blätternd, stieß sie auf Hebbels Ballade vom Heideknaben und konnte das Gedicht, das in so packender Weise die Vorahnung eines nahen und gewaltsamen Todes gestaltet, fast unmittelbar und ohne es zu wollen, auswendig. Erstaunt hörte der Vetter zu, wie sie die schauerlichen Strophen laut vor sich her sagte, und am Abend mußte sie an seinem Stammtisch schulmeisterlicher Freunde die Ballade wiederholen.

In einem Bauernbetrieb, der auch die Kinder in seine Tätigkeiten überall mit hereinzog, konnte so vorzeitiges Lesen keinen Hang zu Träumerei oder Absonderung wecken. Sophies Wesen war auch viel zu gesellig dazu. Bei Alten und Jungen hatte sie Freunde und war im Dorfe fast unter jedem Dache vertraut. Da fielen etwa Worte, die in dem Kind haften blieben: „Mer cha rede mit em wie mitere Alte", sagte auf ihrem Ofentritt eine Großmutter, und eine andere meinte bedächtig: „'s wär gar es ordligs, wenns nume nid immer so en Heuel hätt." Der Wunsch nach Lokken war also begründet.



Das Vaterhaus von Sophie Haemmerli-Marti in Othmarsingen

(Klischee aus der Zeitschrift „Schwyzerlüt")

Die sechzehnjährige Sophie Marti

(Klischee aus der Zeitschrift „Schwyzerlüt")

Man kannte die Häuser aber nicht nur vom Spielen und Plaudern her, ebenso selbstverständlich war es, mit Franz und Hektor nach jedem Mittagessen die Speisen zu vertragen, die einem die Mutter bereit gemacht hatte. Nie wurde ein unbehilflicher Kranker von ihr vergessen, und auf das Süpplein, das ihr die Frau Ammann schickte, freute sich eine blasse Wöchnerin schon am Morgen. Das umsichtige Sorgen gehörte ebenso natürlich zum Leben der Mutter, wie es sich von selbst verstand, daß der Vater ungeratene Burschen und Mädchen, die früher einer Anstalt übergeben wurden, zu sich in sein Haus nahm. Hier wuchsen sie wie von selbst zu brauchbaren Menschen heran, denn der Vater hatte einen guten Blick für eines jeden Fähigkeit und zudem im geheimen an den ungewöhnlichen und fast immer nach einer Richtung hin begabten jungen Menschen seine Freude. Auch daß sich jeden Winter in seiner Scheune eine Zigeunerfamilie niederließ, fand er völlig in Ordnung. Ihrem fremdartigen Gebaren schaute er gern zu, und die Zigeuner waren im Winter so willkommen wie im Frühling die Dudelsackpfeifer, die mit ihrem Bären durch das Dorf zogen.

In die Mannigfalt eines so bunten Lebens konnte die Schule für Sophie keine große Veränderung bringen. Da sie längst las und schrieb, nahm der freundliche alte Lehrer sie schon ein Jahr zu früh auf und ließ sie dann erst noch eine Klasse überspringen. Am meisten freute sie sich immer auf die Singstunde und lief jubelnd herbei, wenn der Lehrer seine Schar, um zu singen, auch am Sonntag ins Schulhaus rief. Wenn aber diesem Lehrer beim Zeichnen an der Wandtafel der Strich krumm geriet, so brauchte er nur zu bemerken: „Wir wollen annehmen, er sei gerade" — bei der Achtung, die er genoß, genügte dies gänzlich.

Das Glück, zu verehrten Menschen aufschauen zu dürfen, wurde Sophie überhaupt in reichem Maße zuteil. So trat, als in der lange verwaisten Othmarsinger Kirche 1879 wieder ein Pfarrer installiert wurde und die Wahl auf Jakob Heiz fiel, damit eine Persönlichkeit in ihr Leben, die als Erzieher und Seelsorger ebenso hervorragte wie als Gelehrter und Kunstverständiger. Sie betrachtete ihn mit scheuer Hochachtung und ahnte nicht, daß daraus eine lebenslange Freundschaft entstehen sollte.

In dieses selbe Jahr fiel der Tod des Großvaters Friedensrichter. Die Elfjährige konnte nicht anders als aufatmen, denn die Welt schien jetzt zu allen Fenstern mit helleren Farben herein. Was an Dunkelm noch blieb, lastete weniger schwer und brachte nicht so viel plötzliches Erschrecken. Auch konnte man darüber sprechen — wenn auch nicht mit den Eltern, so doch mit Jakob, dem geliebten kleinen Nachbarn. Warum war zum Beispiel der

Tod etwas Furchtbares, wo man sich doch so tief danach sehnte, gestorben zu sein, hinüberschauen zu dürfen und zu wissen, wie es „jenseits" war? Dann mußte ja auch das Rätsel der Ewigkeit, die weder Anfang noch Ende haben sollte — und weder Jakob noch Sophie konnte so etwas fassen — plötzlich gelöst sein. Als Enthüller von Geheimnissen hatte das Kind seinen Tod nicht nur seit Jahren herbeigesehnt, sondern es war auch ganz davon überzeugt, daß er an seinem 10. Geburtstag eintrete. „Dann also am zwölften!" war sein Schluß, als dieses Datum ereignislos vorbeiging.

Nun, bis es so weit war, wurde die Zeit einem nie lang. „Zerscht no drü Würfeli!", pflegte die Mutter zu rufen, wenn das Töchterlein auf die Straße entwischen wollte, und sie meinte damit das tägliche Pensum am Strickstrumpf. Daß die Strümpfe von Vater und Brüdern die Angelegenheit der kleinen Schwester war, verstand sich von selbst, während kunstvoll von ihr gehäkelte Bettüberwürfe und Tischdecken als Gunst und Feiertagsbeschäftigung galten. Zeit zum Singen, mit den Freundinnen in langen Reihen straßenauf und -ab ziehend, blieb gleichwohl, und auch zum Laubhüttenbau droben im Paradiesliwald und zu den Kämpfen zwischen Außendorf und Oberdorf, bei denen das an die Brüder gewöhnte Mädchen sich entschlossen unter die Buben mengte. Was für gute Kameraden hatte es da! Allen voran Jakob, dem es auf dem Heuboden das Tanzen beibrachte, wenn das Jugendfest nahte, und mit dem es unter einem Apfelbaum die sämtlichen aus der Dorfbibliothek heimgeschleppten Bände einer Romansammlung verschlang. Mit einem anderen Klassengenossen, dem späteren Schriftsteller und Redaktor der „Neuen Zürcher Zeitung" Fritz Marti, verband es vor allem die Freude an alten Sprüchen und Liedern, die von den beiden Kindern mit feurigem Sammeleifer auf Ofenkacheln gesucht und den sangfrohen Dreschern, Schuhmachern und Näherinnen abgelauscht wurden. „I ha wider eis!", riefen sie sich zu, wenn sie vor dem Schulhaus ihre Funde tauschten.

Anna jedoch, jene erste Freundin, leuchtete verjüngt auf, wenn sie als Greisin nach der längst verstorbenen Gespielin gefragt wurde. „Jo, s Amme's Sophie! — ‚Wo ischs?', hets ame gheiße, wemmer händ welle es Spieli afoh und is nüt luschtig tunkt het weder mitem Sophie. Mer händ grüeft und gjuchset, bis 's derhär z gumpe cho isch und aggeh het und glachet und gspasset derzue. Aber mängisch het si eismols alls grimet, wo s zellt het, s het gvärslet, wie wenns es chönnt abläse, alls libermänts!"

Vom zwölften Jahr an besuchte Sophie wie ihre Brüder die Lenzburger Bezirksschule. Manches änderte sich damit in ihrem Leben. Sie fand weder vor dem Urteilsspruch einer allgewaltigen Französischlehrerin Gnade, noch, in ihrem langen Rock und kreuzweis über die Schultern gebundenen roten Halstuch, vor den neugierigen Blicken der städtisch gekleideten Mitschülerinnen. Mit der Sicherheit, die eine weder bestrittene noch beneidete Stellung bei Kameraden und Lehrern ihr bisher verliehen hatte, war es gründlich vorbei, und sie kam sich wie verstoßen vor, wenn am Morgen der graue Lenzburger Kirchturm und bald darauf die das Städtchen umschließenden Ringmauern erschienen. Eine Freude blieb nur der lange Schulweg. Früh um sechs Uhr verließ man das Dorf, erreichte auf steilem Rain den Saum des Lindwalds und hierauf fast ebenen Wegs, mit dem Blick auf die drei turmbekrönten Hügel von Goffersberg, Schloß und Staufberg, das Städtchen. Als heische es Ehrfurcht, erwartete einen hier mit der anspruchsvollen Gebärde seines Giebelschwungs ein würdiger einstiger Kaufherrensitz, der nun Schulhaus war. Wenn man aus seinem dunkelüberwölbten Erdgeschoß abends wieder ins Freie trat, ließ man sich Zeit. Man sang und gab sich Rätsel auf, schaute oft zurück nach der untergehenden Sonne und beeilte sich höchstens draußen bei dem alten Gexihäuschen, das trotz dem Schutz seiner Linden unheimlich erschien. Traten aber auf der Wasserscheide zwischen Aa- und Bünztal aus dem Duft der Ferne die Alpen hervor, wurde länger gerastet bei den zwei hundertjährigen Buchen, die an dieser Stelle die Straße bewachten. Sophie schaute verstohlen in das Astloch, in das sie am Morgen ein Gedicht gesteckt hatte: Triumph, es war leer! Wer ihren Zettel jedesmal fand, dies kümmerte sie nicht: wenn er nur fort war, so freute das Spiel. Raschen Laufs ging es dann bergab dem heimatlichen Dorfe zu. Wenn sich bald darauf die Familie mit Knechten und Mägden zum Abendessen versammelte und der Vater, wie es seine Gewohnheit war, zu erzählen begann — von einem Truppenzusammenzug oder einer Fuchsjagd, vom letzten Freischarenzug oder von Napoleon und Suworows Alpenübergang — dann öffnete sich eine Welt, die wilder und weiter und doch viel vertrauter war als alles, was Sophie bis jetzt in Lenzburg erleben konnte.

Die kleinen aargauischen Landstädte, Lenzburg wie Brugg, Aarau und Zofingen, besaßen alle eine ausgeprägte Eigenart und vermochten im 19. Jahrhundert dem kulturellen Leben der Schweiz sogar eine wesentliche Nüance beizufügen.

In Lenzburg, das seinen Ursprung dem schönen Grafenschloß dankt, trat schon früh ein künstlerisches Moment hervor. Stilvolle Herrschaftshäuser und großzügig entworfene Gartenanlagen schmückten das Städtchen, dessen Fayencegeschirr, elegante Rokokoware, seit dem 18. Jahrhundert gesucht war. Als nach dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft der Kanton Aargau gebildet und auch ein aargauisches Lehrerseminar gegründet wurde, wählte man (nach Aarau) zu dessen Sitz Lenzburg, wo schon früher die „Schweizerische Gesellschaft zur Erziehung" entstanden war, und wo sich im Schloß die weitbekannte Erziehungsanstalt des Pestalozzifreundes Christian Lippe befand. Im 19. Jahrhundert wurde vor allem das Musikleben der Stadt bemerkenswert. Sie besaß einen in der übrigen Schweiz angesehenen Gemischten Chor und seit 1832 ein Liebhaberorchester, das sich unter der Leitung von bedeutenden Dirigenten, meist deutschen Ursprungs, auch an recht anspruchsvolle Aufgaben wagte.

Als die Othmarsinger Ammannskinder die Bezirksschule besuchten, bestimmte ein hochstehendes Schwesternpaar die geistige Atmosphäre der Stadt. Fanny Oschwald-Ringier, die geachtete Herrin in der „Burghalde", dichtete patriotische Festspiele, die wie ihre späteren Mundartkomödien erfolgreich aufgeführt wurden. Bertha Jahn-Ringier, die Gattin eines musikfrohen deutschen Apothekers, betätigte sich als Lyrikerin und versammelte alle jungen Talente des Orts um sich.

Eine urbane Form kultivierten Lebens wurde in Lenzburg betont und machte sich bis in die Schulstuben hinein bemerkbar. Sophie nahm sich darin aus wie ein Wildling in einem gepflegten Garten, und es dauerte ein gutes Jahr, bis sie sich zurechtfand und ihre Schüchternheit verlor. Zuerst waren es die Stunden eines Naturkundelehrers, die ihr das Selbstvertrauen wieder stärkten. Sie vergaß es dem stillen Manne nie, daß er das Wesen einer behandelten Pflanze zuletzt stets in den Strophen eines Gedichts zusammenfaßte und damit die rechte Herzensfreude an seinem Lehrstoff erst entfachte. Dann bahnten sich Freundschaften an, denen Dauer beschieden war: mit Gertrud Schwarz, deren Mutter im Katharinenstift zu Stuttgart noch den Unterricht Mörikes genossen hatte, und mit Lisa Jahn, zu deren poesiefreudigen Mutter Sophie eine herzliche Zuneigung faßte. Bald führten die Mädchen, vom Schwung Schillerscher Dramen ergriffen, unter sich Szenen aus „Maria Stuart" und „Jungfrau von Orleans" auf, wofür sie am liebsten in den Lindwald zogen und als Bühne die granitene Kuppe eines Findlings, des vom Buchenlaub umgrünten „Römersteins" wählten. Daß in seiner Umgebung Tonscherben und Münzen gefunden wurden und die Pracht

römischer Villen oder gar das bewegte Treiben einer ganzen Römerstadt erahnen ließen, gab dem Ort Bedeutung und Geheimnis. Vielleicht geschah es hier, daß Sophie, die bisher allein beim gelehrten Pfarrer von Othmarsingen Latein gelernt hatte, die Freundinnen überredete, künftig zusammen und beim gemeinsam verehrten Deutschlehrer der Bezirksschule Lateinstunden zu nehmen. Der Plan gelang und wurde für alle zu einem Quell von Freuden, für Sophie aber zur Grundlage für eine lebenswarme, erst ganz spontane und später bewußt gepflegte Beziehung zur Welt der Antike.

Auch die Unterweisung, den Unterricht, der zur Konfirmation führte, besuchte Sophie mit den Freundinnen in Lenzburg und nicht wie ihre Brüder in Othmarsingen. Vor der Überlegenheit und dem gelegentlich recht treffenden Spott des jungen Pfarrers Heiz schreckte sie zurück. Auch schien seine starke Persönlichkeit ihr fast zu nah und vertraut zu sein, um zum Vermittler der letzten Dinge zu werden, jener Dinge, die sie ja beschäftigen, fast solange sie sich zu erinnern vermochte. Denn immer wieder stand das Rätsel von Tod und Ewigkeit vor ihrer Seele. Zu Hause sprach man darüber nie. Zwar stand auf dem Wandbrett neben Schillers Werken und Schlossers Weltgeschichte eine schöne alte Bibel, aber so hoch man sie in Ehren hielt, so wurde sie doch selten herabgeholt. Die Mutter war katholisch erzogen worden, aber so liberal, daß ihr Beichtvater sie zu ihrem braven reformierten Bräutigam beglückwünschte und ihr den Rat gab, künftig den Gottesdienst mit ihrem Gatten zu besuchen — „denn Christen sind wir ja alle". Am Kirchgang hielt auch der Vater als an einer in Ehrfurcht bewahrten Tradition immer fest, aber sein Denken fußte in den Anschauungen der Aufklärungszeit und war ganz im Diesseits verankert. Der Lenzburger Pfarrer Juchler jedoch wirkte mehr auf das Gefühlsleben der Kinder, und sein Unterricht und die von ihm in der hellräumigen Stadtkirche vollzogene Konfirmationshandlung bewegten Sophie tief. Der ihr erteilte Wahlspruch begleitete sie wirklich durchs Leben, und er hing sogar noch in ihren reifen Jahren eingerahmt über ihrem Bett, obwohl im übrigen jede kirchliche Bindung bei ihr fehlte. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt", lautete der ihr so teure Vers.

Neben der Schule ging zu Hause das Leben im Wechsel der Jahreszeiten und der ihnen beigeordneten Arbeiten ruhig seinen Gang, und der Vater sorgte dafür, daß die Tochter den Zusammenhang damit nicht verlor. Manchen freien Nachmittag, den Sophie schon zu einem Kränzchen im schmucken Apothekerhaus der Frau Jahn bestimmt hatte, mußte sie, einem plötzlichen Befehle gehorchend, auf dem Acker verbringen und jätend den Pflugfurchen fol-

gen oder Rüben stecken. Denn der Vater, der die geistige Regsamkeit des Kindes früh und freudig erkannte, setzte gerade deshalb seinen Stolz darein, eine Tochter heranzuziehen, die „in jeden Schuh passe". Er machte sie viel intensiver als seine Söhne zum Ziel pädagogischen Strebens und konnte dabei auf recht sonderbare Wege verfallen. So erschreckte er nicht selten seine zur sonntäglichen Ausfahrt bereite Familie mit dem unvermittelten und natürlich unwiderruflichen Machtwort: „Sophie bleibt heut daheim", und glaubte damit in der Lebenshungrigen die Fähigkeit leichten Verzichtens zu stärken! Doch äußerten sich solche Schrullen ohne schulmeisterliche Pedanterie, und sie vermochten die Liebe des Kindes nie wesentlich zu trüben. Je mehr es heranwuchs, desto deutlicher wurde ihm der Vater sogar zum Inbegriff alles Großen und Nacheifernswerten. Seine Persönlichkeit war auch dazu geeignet, in jungen Menschen Begeisterung zu wecken.

Der Drang, sich weiterzubilden, beseelte den 1839 geborenen Franz Marti von jung auf. Nach dem Abschluß der Lenzburger Bezirksschule — die sogar in griechische Dichtung und Metrik eingeführt hatte — verdingte er sich im Waadtland als Knecht, konnte aber durch eine Arbeitsverpflichtung seine Aufnahme in Bois-Bougy erlangen, einer landwirtschaftlichen Schule, in der er auch in Literatur und Musik unterrichtet wurde und in der die Zöglinge mit ihren Lehrern Stücke aus Corneille aufführten! Als junger Mann, dem Organisationstalent und eine ausgesprochene Rednergabe eigen waren, stand Franz mit fünfundzwanzig Jahren seiner Heimatgemeinde schon als Amtmann vor und unternahm sogleich eine Verbesserung ihres Armenwesens. Das Los jedes Spitalinsassen und jedes Verdingkindes nahm er selbst an die Hand. Als Bezirksrichter und Lenzburger Bezirksamtmann wurde er hierauf einer der geschicktesten und dabei originellsten und warmherzigsten Untersuchungsrichter des Kantons. Das Volk schickte ihn auch jahrzehntelang in den Großen Rat, den er periodenweise präsidierte, und erst in seinem Alter, als die Strömungen mit zunehmend materialistischem Einschlag ihn befremdeten, zog er sich aus dem politischen Leben zurück. Sein zweites großes Interesse galt dem Militär. Vom Trompeter bei den Schützen hatte er sich rasch emporgearbeitet und führte noch in jüngeren Jahren eine Brigade. Strategische Probleme begeisterten ihn, und im Verkehr mit den Soldaten verfügte er über so viel Humor, daß von seinem treffsicheren Mutterwitz stets Anekdoten im Umlauf waren.

Aus der Amtsstube und dem Militärdienst kehrte Oberst Marti aber immer mit Freuden auf seinen Bauernhof zurück, gab die Anweisung zu den Arbeiten und legte selber kräftig Hand an. Aller-

dings hieß es in seiner Umgebung gehorchen, und seinen Zorn zu reizen, war gefährlich. Auch das Bauern war ihm eine Herzenssache, und er betrieb es mit jener Sicherheit, die nur eine wirkliche Verbundenheit mit der Natur ihm verlieh. Ließ man sich aber auf dem Felde zum Imbiß nieder, so begann er sogleich zu erzählen, und wenn es etwa seine Lehrjahre in Bois-Bougy betraf, so befeuerte ihn dabei Begeisterung und Dank. Denn dort am Genfersee hatte er die Glanzzeit seiner Jugend verlebt, die vorher durch die Härte des Vaters Friedensrichter an Freuden arm gewesen war. Die Mutter hatte er früh verloren, und ihren letzten Wunsch, den Sohn Arzt werden zu lassen, erfüllte der Vater nicht. Franz galt aber in seinem Dorf später dennoch als halber Doktor, und seine Kunst, beim Holzfällen gebrochene Beine richtig zu schienen, bestaunte sogar der aus Wildegg herbeigerufene Arzt. Eine große manuelle Geschicklichkeit war dem Amtmann überhaupt eigen. Er führte das Ziehmesser so geschickt wie die Sattlerahle, das Lötgerät wie den Schmiedehammer und besserte Pferdegeschirr und bäuerliche Geräte am liebsten selbst aus.

Daß der Tätige aber wissensdurstig blieb wie ein Kind, von Sophie stets vernehmen wollte, was in der Schule vorging und mit ihr eifrig in Heft und Buch hineinschaute, wenn sie an den Aufgaben war, schuf zwischen Vater und Tochter vielleicht das festeste Band.

Über Sophies Kindheit stand leuchtend das Bild eines hochgemuten und bewunderten Vaters.

Aarau

Nur sehr widerstrebend gab der Vater Sophie die Erlaubnis zum Besuch des Lehrerinnenseminars in Aarau. Als aber bei dem hochaufgeschossenen Mädchen bald nach Beginn der neuen Schulzeit die Bleichsucht auftrat, handelte er rasch: Er brachte seine Tochter unverzüglich ins Rheintal zu einem ihm befreundeten Obersten, der eine Bierbrauerei betrieb, denn stärkende Bergluft und Hopfen und Malz schienen ihm jetzt angebrachter als Algebra und griechische Geschichte. Eine Photographie der Sechzehnjährigen, die aus leidbeseelten Augen weit in die Ferne blickt und in der Hand ihr Lieblingsbuch, Thomas a Kempis „Nachfolge Christi" hält, läßt auch wirklich auf ein Innenleben schließen, das aus dem Irdischen fast eher hinwegstrebte, statt darin so kräftige Wurzeln zu schlagen, wie es ihrem Alter entsprach. Die Therapie des Vaters erwies sich jedenfalls als erfolgreich, und schon viel fröh-

licher geworden, konnte Sophie nach einem halben Jahr zu einem weiteren Bergaufenthalt verreisen, diesmal ins Urnerland zu einer Freundin der Mutter.

Damit erfüllte sich ein langgenährter Wunsch. Schon als sie durch den Vater vom Apfelschuß gehört, und erst recht, als sie fast das ganze Schillersche Drama auswendig gelernt hatte, war in Sophie die Hoffnung erwacht, die Stätten Tells einst selbst betreten zu dürfen. Jetzt streifte sie beglückt im Bannwald umher und das Schächental hinauf oder an Attinghausen vorbei dem Seeufer entlang und hatte beide Arme voll Blumen und seltene Steine, wenn sie abends heimkam. Dem Vater jedoch, der ihr die Gefahren so einsamen Wanderns vorhielt, schrieb sie eine Karte mit den einzigen Worten: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist."

In der Altdorfer Familie, in der sie so sorgenfrei lebte, wuchs neben einem Mädchen ein hochbegabter Sohn auf, der sich zum Eintritt ins Priesterseminar vorbereitete. Dieses aber war für Sophie, die vor kurzem konfirmiert und von der Größe und Notwendigkeit der Reformationszeit noch ganz erfüllt war, eine unerträgliche Vorstellung, und sie suchte ihren neuen Freund Balz, im feurigsten Glauben, ihn erretten zu müssen, mit hundert Argumenten davon abzubringen. Einst lief sie zum Entsetzen des Jünglings, der sie nun immer häufiger auf ihren Spaziergängen begleitete, zu äußerst auf der Böschung, die eine in die Felsen gesprengte Straße begrenzte. Sie war zu eifrig in einer Widerlegung des Priestertums begriffen, um Balzens Proteste zu beachten, bis sie dem durch ihre Tollkühnheit Geängstigten plötzlich zurief: „Wenn Du mir versprichst, nicht Priester zu werden, komm ich herab!" Zuerst schwieg er; aber als die Straße immer gefährlichere Stellen passierte und Sophie hoch über dem Urnersee schwebend immer rascher enteilte, da gab er das Versprechen, und sie sprang herunter. Bald danach verreiste sie und vernahm erst daheim, daß die schmerzlich enttäuschte Familie dem Sohne kein anderes Studium zugestand und Balz nun ein Handwerk wählen mußte. Zu welchem Sophie ihm rate, frug er an. Das Goldschmiedegewerbe habe ihr immer besonders gut gefallen, schrieb sie zurück, und Balz wurde Goldschmied. Wie erschrak aber die Ahnungslose, als der ausgebildete Meister dann plötzlich und als handle es sich um längst Vereinbartes beim Vater um ihre Hand anhielt!

Als nach Sophies Austritt aus dem Seminar ein Jahr vergangen war, hoffte die in ihrer Gesundheit Gefestigte sehnlich, dahin zurückkehren zu dürfen. Aber der Vater gestattete es nicht. Seinem Willen hatte sich noch immer jedermann im Hause gefügt, bisher auch Sophie ohne Widerrede. Aber diesmal konnte sie es nicht,

ihr Wissensdrang war stärker als die kindliche Ehrfurcht, und ihr Wille, in Gebiete einzudringen, zu denen die Lehrerausbildung den ersten Schlüssel bot, entstammte einer Tiefe, die ihr Bewußtsein nicht einmal durchdrang. Als nun die Aarauer Sommerferien zu Ende gingen, nahm sie ihren Mut zusammen und brachte am Sonntag, sobald der Vater zu einem Rundgang in den Baumgarten trat, ihren Wunsch erneut vor. Aber ebenso beharrlich wie sie, blieb auch er, und alles Flehen war umsonst. Am Abend ging keines von ihnen zu Bett, sie setzten Rede und Gegenrede, Bitten und Versagen die ganze Nacht hindurch fort. Jetzt dämmerte es, und vom Paradiesliwald her, wo seit einigen Jahren der Bahnhof stand, erscholl der Pfiff des ersten Zuges. Der fuhr nach Aarau! Wie verwandelt fiel Sophie dem Vater unter Schluchzen in die Arme. „So gang!" erscholl es da plötzlich. Ohne Hut und Tasche, Geld, Buch oder Schreibzeug flog die Befreite zum Waldrand empor. Den Zug erreichte sie zwar nicht mehr, aber wenn sie jetzt umkehrte, dies fühlte sie deutlich, war alles verloren. Sie machte sich ohne Zögern zu Fuß auf den Weg, zuerst nach Lenzburg und durch den Lenzhard nach Rupperswil, dann durch weiteren Tannwald über Rohr nach Aarau — und nicht ein verweintes und übernächtiges Kind, sondern ein glückstrahlend seine Zukunft erfassender junger Mensch kam in der letzten Morgenpause im Lehrerinnenseminar an.

Nun war jeder Tag Sonntag. Lernen zu dürfen, soviel man wollte, und dazu dieses Erkenntnisreich nicht allein, sondern gemeinsam mit geliebten Freundinnen und geleitet von verehrten Lehrern zu betreten: konnte es Schöneres geben? Der Deutsch- und Religionslehrer Rektor Keller und die Churer Geschichtslehrerin Elisabeth Flühmann vermittelten ein Wissen, das nicht erstarrte in der Seele. Vor allem die mittelalterliche deutsche Dichtung wurde jetzt für Sophie zum unvergänglichen innern Besitz, während zugleich der eigene Lebensbaum im Erwachen erster Liebe und Erstarken treuer Freundschaft täglich neue Schosse trieb.

Erika Wedekind — Marie Heer — Sophie Marti: dies war der Bund, der sich in beständiger Spannung und doch in einem geheimnisvollen Gleichgewicht hielt, denn die Sympathien gingen im Kreise. Für Sophie gab es nichts Höheres, als das Mädchen mit den großen blauen Poetenaugen, Marie Heer. Sie konnte ihre Gedanken und Empfindungen in formsichere Sonette gießen und begann ihre spätere Fähigkeit, als Lehrerin an der Höhern Töchterschule Zürich italienische und englische Lyrik in geistvoller Weise zu übertragen, schon jetzt zu entfalten. Selbständig und überlegen lehnte sie sich aber gegen Sophies impulsive Art, zu herrschen

und über Menschen und Dinge zu verfügen, gelegentlich auf und neigte sich ihrerseits mehr Erika Wedekind zu. Erika hinwieder, die mit dem beweglichen Künstlernaturell Begabte, die bald die gefeierte Sängerin werden sollte, suchte und liebte vertrauensvoll Sophie Marti. So machten die Gefühle die Runde wie die Rosenbüsche, die jedes der Mädchen seiner Auserkorenen des Morgens in die Schule brachte. Wenigstens war es so in Sophies Erinnerung. Für diese begann im Sommer und im Winter jeder Tag der Aarauer Zeit mit Rosenleuchten und Rosenduft.

Natürlich — denn es war verboten — wurde auch schon im ersten Winter ein Verein gegründet. „Mehr Licht!", war sein stolzer Name, über Himmel und Hölle wurde an dem ihm geweihten Abend diskutiert, und von den „Irrlichtern" sprachen die bösen Kantonsschüler, drüben im ehrwürdigen Gebäude der Laurenzenvorstadt.

Weither und frei wie am Seminar wehte der Geist an der aargauischen Kantonsschule. Das Erbe des von P. V. Troxler inspirierten Aarauer „Schulvereins" antretend, war diese Anstalt zu Beginn des Jahrhunderts aus dem freiheitlichen Zeitimpuls heraus gegründet worden und trug mit dem Stempel solchen Ursprungs unentwegt die Ideale wahrer Humanität durch die Jahrzehnte. Sie wurde zum Anziehungspunkt für hervorragende Menschen und Lehrer, auch aus Deutschland, dessen beste Männer damals von der Reaktion vertrieben wurden und gerade den Aargau, den jungen „Kulturkanton", mit Vorliebe aufsuchten.

Jugendfest und Schülerabend — Höhepunkt des Sommers und gesellige Mitte des Winters — bildeten die Anlässe, die Kantonsschule und Seminar verbanden und für Sophie die Kameradschaft mit lebensfrischen Altersgenossen vermittelten. Hans Kaeslin war darunter, der später, ein feiner Lyriker und Essayist, als Deutschlehrer an der Kantonsschule wirkte, und Fritz Fleiner, der ein Rechtsgelehrter von Weltruf werden sollte. Als aber einst an einer Schülerveranstaltung ein ihr bisher Unbekannter am Flügel Beethovens C-dur Konzert spielte, sie darauf zum Tanze holte und während der Polonaise den Sonnenaufgang aus dem zweiten Teil des Faust rezitierte: da war ihre Freundschaft mit Max Bircher geschlossen und zugleich tief hinein in das Rosenlicht dieser Jugendzeit getaucht. Zwar bewirkte dieses Licht, daß sie im Freund mehr den Träger eigener Ideale sah als die Individualität des künftigen bahnbrechenden Forschers und Arztes erkannte, aber wie wenig wurde ihr Glück dadurch beeinträchtigt! Dieses Glück war Gegenwart und als Gegenwart zeitlos: es durch irgend einen Gedanken an die Zukunft zu knüpfen, lag Sophie so fern wie die

Möglichkeit, die fast täglich entstehenden Gedichte dem, der sie inspirierte, je zeigen zu wollen. Nein, die verschwanden im einzigen verschließbaren Fach ihres Sekretärs aus Büron, oben in ihrem Giebelzimmerchen, das sich gleich unter dem geräuschvollen Taubenschlag befand.

Ein Stockwerk tiefer war das Zimmer von Bruder Hektor, der eines Rücken- und Herzleidens wegen nun schon mehr als ein Jahr zu Bett lag. Er wurde aber von Pfarrer Heiz auf die Matur vorbereitet und studierte nach seiner Genesung Pharmazeutik. Lebhaft und voller Interessen war er daheim Sophies liebster Kamerad. Der Verbundenheit mit dem älteren Bruder Franz, der dem Vater gegenüber einen schweren Stand hatte, wurde sich die Schwester erst später bewußt, und Jakob, der treue Othmarsinger Freund, war vor kurzem zu ihrem Schmerz nach Amerika ausgewandert.

Das Leben entfaltete jetzt Seite um Seite. Anna, die Gespielin aus der Kindheit, war Mutter geworden, und fast wurde ihr Knabe, was das Geliebt- und Umsorgtwerden betraf, auch Sophies Kind. Entzückt über sein Lächeln, sang sie ihm Lieder und Sprüche, und als sie ihn zu Pfingsten als seine Patin zur Kirche trug und Pfarrer Heiz seine Seele ihr anvertraute, glaubte sie hoch hinauf in die Wunderwelt des Pfingstgeists zu schauen. Im Elternhaus aber wartete, wenn sie von Aarau kam, stets ein Verdingbub oder ein lerneifriges Knechtlein auf sie, das sie auf Geheiß des Vaters unterrichtete und das begierig ihre Schulweisheit aufsog. Ließen aber die Klopstockoden und Hölderlingesänge an einem stillen Abend ihr daheim keine Ruhe, so eilte sie ins Dorf und sagte sie mit weit hallender Stimme den äpfelschälenden Müttern und korbenden Mannen her.

Oft brachte Sophie in diese Othmarsinger Welt ihre Freundinnen mit heim, besonders Erika Wedekind, die am nächsten wohnte. War es ein schöner Sonntag, so fuhr dann der Vater mit den Mädchen über Land und freute sich, wenn sie Lied um Lied zweistimmig sangen. Denn auch der Alt seiner Tochter war kraftvoll und geschmeidig und diente dem lichtsprühenden Jubilieren in Erikas Sopran zur gut tragenden Folie. Viel mehr aber als Sophie mit ihrer Heimat dieser Freundin bieten konnte, empfing sie in deren Familienkreis selbst.

Ein wechselvolles Geschick hatte den alten Doktor Wedekind, der als Arzt einst in türkischen Diensten gestanden und später in Amerika einer der Begründer von San Franzisko geworden war, zu Beginn der siebziger Jahre in die Schweiz geführt. Jetzt bewohnte er das hochragende Schloß Lenzburg und freute sich, daß darin seine Sammlungen Platz fanden und in den weiten Räumen

und grünumsponnenen Höfen seine junge Frau walten und seine sechs Kinder jauchzen konnten.

Als Bruder Franz in der Bezirksschule der Klassenkamerad von Frank Wedekind wurde, ergab sich eine erste Beziehung zwischen den Familien. Und Franklin, wie er daheim genannt wurde, war es auch später, der Sophie als die lebendige und ausgleichende Mitte der vielgestaltigen Familie erschien. Mochte sein Widerspruchsgeist auch alles Gebräuchliche verdammen und seine Kampflust zehnmal am Tage zum Angriff stürmen: er ruhte nicht, bis er einen entfachten Streit geschlichtet und die Menschen wieder versöhnt sah. Frühreif und den Kopf voller Pläne und künftiger Werke, war er den Mädchen weit mehr als nur durch seine Jahre überlegen. Doch suchte er sie zu belehren, wo es nur anging, führte sie in die Kunst des Rezitierens ein und übte mit ihnen Balladen. Natürlich stimmte Sophie laut bei, wenn er aus seinen eigenen Gedichten Verse wie die folgenden las:

Verachte, was der Philister liebt,
Ein stilles beschauliches Leben!
Du weißt, daß es höhere Ziele gibt,
Dem klaren Geist zu erstreben.
Vor deinen Augen das Ideal
Es soll dich schützen und lenken.
Der Menschen Treiben ist matt und schal,
Du aber bleibe ein Original
Im Handeln, Reden und Denken!

Heftig setzte sie sich aber zur Wehr, wenn der scharfe Denker sie zu seiner Lebensverneinung überreden wollte. Sie selbst war sich ihrer geistigen Heimat so bewußt, daß kein Weltschmerz sie berühren und die materialistischen Lehren sie gar nicht erreichen konnten. „Vater, der Franklin glaubt nicht an ein ewiges Leben!", rief sie einst außer sich dem auf sie Wartenden entgegen, als der Freund sie nach einem auf dem Schloß verbrachten Abend, spät in der Nacht und die nie zu beendenden Gespräche fortführend, nach Othmarsingen begleitet hatte. Der Vater musterte sein Kind belustigt und meinte nur, zu seiner Zeit habe man anderes besprochen um Mitternacht beim Mondschein. In Frank jedoch formte sich das Erlebnis dieser Nacht zu Strophen, die er noch vor dem Morgen niederschrieb und darüber in hebräischen Schriftzeichen jenen Namen setzte, dessen Trägerin so feurig für die Realität der Unsterblichkeit gefochten hatte:

Sophie Marti

Wohl hegt das Menschenherz ein heiß Verlangen
Nach einem Glück, das die Vernunft nicht kennet,
Nach einer Freude, die kein Name nennet,
Nach einem Stern, der noch nicht aufgegangen.
Und wenn auch längst schon die Propheten sangen,
Daß einst der Tod nur Leib und Seele trennet,
Der Zweifel, der in meinem Innern brennet,
Wird noch verstärkt durch sehnsuchtsschweres Bangen.
Die einzge Bürgschaft für ein ewig Leben
Liegt in der Harmonie, im wahrhaft Schönen,
Im Wort, in Formen, Farben und in Tönen.
Weißt du, ob nicht die hohe Gottheit eben
Darin sich in die Schöpfung ließ verweben,
In der Unsterblichkeit der neuen Kamönen?
Oktober 1884.

Es waren nicht nur die letzten Dinge, die mit solcher Anteilnahme erörtert wurden auf dem Schloß, ebenso vorurteilslos besprach man im Familienkreis die Zeitereignisse. Die Seele solcher Gespräche war die als Künstlerin selbst hervorragende und ihre begabten Kinder leidenschaftlich liebende Mutter, Frau Emilie Wedekind-Kammerer. Die Tafelrunde wurde jedoch fast immer erweitert und belebt durch Gäste aus Deutschland. Auch zu diesen erwuchsen für Sophie Beziehungen, die sich über Jahrzehnte erstreckten, mochte auch eine Bekannte längst polnische Gutsfrau, ein junger Mann Universitätsprofessor in Rostock geworden sein. Am unmittelbarsten blieb aber naturgemäß die durch die Schulgemeinschaft gestärkte Freundschaft mit Erika. „Amor" wurde das liebliche Geschöpf mit dem Lockenkopf und den Kirschenaugen genannt, und Sophie, die auf dem Schlosse „Minerva" hieß, widmete ihm ihre schwungvollsten Hexameter:

Schone auch fürder, o Amor, das Herz deiner streitbaren Freundin,
Sende dein tötlich Geschoß nicht hin zu dem göttlichen Busen,
Denn ich muß streiten und fechten, und bin nicht geschaffen zur Minne.

Laut lachte der alte Doktor Wedekind auf bei diesen Versen, und plötzlich und bleibend hatte Minerva damit sein Herz gewonnen. Was er sonst selten tat, wurde ihm bei Sophie zur Gewohnheit: Er rief sie herein in seine Bibliothek und zeigte ihr jedesmal eine neue Rarität, erklärte heut eine wertvolle Inkunabel und bewunderte morgen eine feingeschnittene Gemme mit ihr.

Kein Wunder, daß Sophie, zurückblickend, später empfand: „Wenn ich das Leben bei Wedekinds auf dem Schloß in meinen Jugenderinnerungen missen müßte, so wäre es, als erlöschte die Sonne mitten am Tag." Auf ihre Aarauer Jahre, die unbeschwerteste Zeit ihrer Jugend, fielen weckende Strahlen vom Schloß Lenzburg her.

(Der Schluß dieses Jugendbildes, der Sophies Lehrerinnenzeit und eine Schilderung ihrer früh dahinscheidenden Mutter enthält, muß wegen Raummangels in den folgenden Jahrgang der „Neujahrsblätter" verlegt werden.)

Gspaane

Mr sind vo chli uf Gspaane gsi,
Händ gvätterlet als Ma und Frau,
händ dert am Reinli Blueme gsuecht
und gstuunt: „Wie isch de Himel blau!"

Und mängisch simmer s Dorf dorus
mit Hüst und Hott, voll Übermuet,
Ich als dis Roß, de Fuehrme du,
hesch grüeft: „Wie lauft mi Pigger guet!"

Und hets denn gnachtet, hani gseit:
„Chumm no es bitzli zue mer hei.
I weiß e schöni, schöni Gschicht,
s git Öpfel, Nuß und allerlei."

Wie warm ischs ufem Ofebank.
Mr händ is ganz noch zämegloh.
I ha verzellt und gchüschelet
und s Helgebüechli vöregnoh.

— Jetz bisch e Herr — und ich e Magd
und näb dr lauft e jungi Frau.
Sie het dr ihri Auge dar
und stuunt: „Wie isch de Himel blau!"

Martha Ringier